

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 12 (1908-1909)

Heft: 5

Artikel: Seine erste Landsgemeinde [Schluss]

Autor: Theobald, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Es gibt so Schönes — — —*)

Es gibt so Schönes in der Welt,
Daran du nie dich satt erquicgst
Und das dir immer Treue hält
Und das du immer neu erblickst:
Der Blick von einer Alpe Grat,
Um grünen Meer ein stiller Pfad,
Ein Bach, der über Felsen springt,
Ein Vogel, der im Dunkeln singt,
Ein Kind, das noch im Traume lacht,
Ein Sterneglanz der Winternacht,

Ein Abendrot im klaren See,
Bekränzt von Alm und Firneschnee,
Ein Lied, am Straßenzaun erlauscht,
Ein Gruß, mit Wanderern getauscht,
Ein Denken an die Kinderzeit,
Ein immer waches, zartes Leid,
Das nächtelang mit feinem Schmerz
Dir weitet das verengte Herz
Und über Sternen schön und bleich
Dir baut ein fernes Heimwehreich.

Seine erste Landsgemeinde.

Ein Bild aus dem Volksleben von A. Theobald, Flanz.

(Schluß.)

„Wo, wo?“ rief ich, wie ein Hündlein, das herausbellt.

„In Amerika“, sagte Gilia und triumphierte. „54 Meilen hinter Salt-lake City liegt ihr Heim. Willst du zu ihr hin? Ich glaube, du bist europämüde.“

Ich hätte Lust verspürt, der Unausstehlichen einen Tritt mit dem genagelten Schuh zu geben und hörte kaum mehr, wie Gilia weiter schwätzte.

„Und sie ist auch drüber geboren, sie hat ein eigenes Pferd und reitet täglich aus; sie heißt Marie und sie nennen sie Molly.“

Ich fühlte, wie mir mein Herzblut unter der Weste heiß machte. In dieser Stube mit ihrem Zwielicht möchte ich nicht bleiben, ich reichte Onkel Montalta wieder die Hand und rannte auf die Gasse hinaus wie geheckt.

Ich warf noch einen wütenden Blick zum Fenster hinauf und stürmte hernach weiter bis zum leeren Landsgemeindeplatz.

*) Aus: Gedichte von Hermann Hesse, Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. Fr. 5.55. Ein durch Tiefe der Empfindung wie durch schlichte Schönheit des Ausdrucks ganz hervorragendes lyrisches Gedichtbuch.

Wo sollte ich nun hingehen? Der Umzug war noch nicht gerüstet, und ins Wirtshaus möchte ich auch nicht mehr zurück.

Da begenete ich dem Cabalzar, der mir nur einen spöttischen Blick zuwarf.

„Heute kommst du nicht heil dem Mistral nach, Riedi“, sagte er. „Es haben sich ihrer sechs mit Knütteln und Stöcken bewaffnet, um deinem Freund die Wahl heimzuzahlen. Wenn der Umzug vorübergeht, dann gibts Prügel!“

Nun schlenderte auch der Juon über den Platz und sagte zu mir:

„Du wirst heute nicht gut heimkommen; weißt du, schön war es nicht von dir, daß du mit denen drüben gestimmt hast. Ich kann jedenfalls auch nicht mit dir heimgehen. Meine Lungen sind noch ganz versandet und das bißchen Wein, das ich hinter die Halsbinde goß, ist gewesen wie ein Aprilregen. Du weißt, was man in diesem Falle tun muß, Staatsmann!“

Ich betrachtete den Weg zu meinem Dorfe. Wie sah der aus! Ganze Schlehenstauden samt ihren Dornen und weißen Blüten lagen da auf der Straße. Hagroßen mit furchtbaren Dornen und Berberitzen mit spitzen Stacheln sperrten die Straße. Sie waren zum Hohn des nichtgewählten Mistral dahingelegt worden.

Ich wollte hindurchschreiten, doch ich fühlte, wie mir das Blut durch die Strumpfmaschen lief, und einzelne Dornenzweige wollten meine Hosenbeine nicht mehr loslassen.

„Tras, tras“ (hindurch, hindurch!) rief einer meiner Gefährten und lachte sich fast krumm.

Hier war also kein passender Weg.

Es blieb mir nur noch übrig, den Pfad am andern Ufer zu suchen. Er führte an einem steilen Abhang dem Fluß nach. Darauf wollte ich die Prügelsbuben übergehen und hernach zur Landstraße hinaufsteigen, wo ich dann dem Umzug folgte.

Ich stieg also hinab und kletterte dem florgrünen jungen Weidengebüsch nach. Hier und da ging es über große Felsstücke. Einige schwarze Ufertannen erhoben ihre pyramidenförmigen Wipfel.

Ich war schon ziemlich weit talabwärts gelangt. Da hörte ich über mir Pfeifen und Singen.

„Halt, da unten ist einer, der wie ein Maikäfer vorwärts krabbelt, dem muß man es eintränken. Wart, wir wollen den Käfer abschütteln!“

Da rollte einer einen gefältesten Weidenstumpf herab, daß es in den Stauden krachte. Mit Mühe konnte ich dem gefährlichen Gegenstand ausweichen; nun aber verlor ich selbst auf dem schlüpferigen Schieferboden das Gleichgewicht, ich kam in raschen Lauf und konnte meinen Füßen nicht mehr Halt gebieten. Daz unter am Wasser eine dichte Tanne stand, war ein geringer Trost für mich. Die unteren Äste des Baumes waren abgesägt und nun starrten dort Knörze und steinharte Harzballen.

Brausendes Gelächter schallte von oben her und eine Stimme rief:

„Seht nur den Kerl, wie der läuft, er rennt direkt aufs kalte Bad zu, zu den Alalen und Forellen. Na, der saubere Politiker mag nur schwimmen!“

Ich vernahm nichts weiter, sondern prallte mit meinem Härtesten so unsanft an die genannte Tanne, daß mir ein Feuerstrahl aus den Augen schoß. Ich weiß nicht, wie lang ich dort lag; aber als ich erwachte, klang wirrer Trompetenschall an mein Ohr, von oben her wehten seidene, graue, blaue, und weiße Fahnen und grünrote Fahnen. Es war mir, als würden große, bunte Blumen vor meinen trüben Augen hergeworfen.

Ich schielte empor wie durch viele feuchte Tropfen, und sah das Rotroß, auf dem der Mistral ritt, geleitet von seinen Getreuen, und den Weibel mit dem schwarzrothblauen Amtsmantel.

Ich seufzte und wußte nicht mehr, wie das alles zusammenhing. Mein Blut strömte und quoll aus einer großen Kopfwunde. Zwischen weißen Schlehblüten und Lotosstauden (Traubenkirschen), wo ich gelegen war, fand sich eine kleine Blutpfütze, welche das blumige Weißrot bespritzt hatte wie Röselein.

„Sie haben mich geprügelt“, sagte ich, „sie haben mir die Hirnschale eingeschlagen, o weh!“

Ich erschrak über die Blutlache auf dem Boden und über die Blutspuren meiner Fußsohlen. Rasch band ich mein Taschentuch vor die Stirne, nachdem ich's am Fluss geneckt hatte.

„Am Ende muß ich doch sterben“, dachte ich; „wie ist das, wenn man stirbt? Entweder hört alles ganz auf oder es beginnt ein Leben, wo man nur noch ein Schatten oder ein Moralgegenstand ist.“

Wer hätte das gedacht, daß ich heute schon sterben müßte! Gott im Himmel aber auch, wie war es so schön, als eben der Mistral noch vorüberzog. Nun kann ich diese Frühlingswelt nicht mehr genießen.“

Ich dachte an meine Schwestern, wie sie die roten Kuckucksblumen und lieblichen Katzenäuglein pflückten, wie sie ihre Strohhüte mit blauem Enzian und Dotterblumen zierten, wie sie dann herumtanzten und froher waren als Königinnen. Ich dachte an den ganzen, herrlichen, bunten Maischmuck der Flur, den ich bisher kaum beachtet hatte, weil er mir so alltäglich erschienen war. Der Gedanke an das Scheibenschießen hätte mich heulen gemacht. Alles war dahin, auch meine politische Laufbahn, mein Leben und Geschick. Ich stieg wieder hinab und wusch mein Tuch aus. Es war rot wie ein türkischer Tez und eine kleine Blutwolke rötete das Wasser.

„Ihr lieben Eltern“, seufzte ich und stieg wankend zur Landstraße empor, bis dahin, wo eine blumige Hecke sich bergwärts zu einem Wiesenboden hinzog. Die ganze Matte war mit bunten Bergblumen bewachsen und zu

meiner Erfrischung floß dort unter zwei Bretten hin ein kleiner Bach. Die Gegend war mir zwar völlig fremd.

Nun empfand ich eine eigenartige Übelkeit und es wurde mir, als sitte ich großen Hunger und hätte doch nichts anbeißen können. Schwindel und Schwäche befieLEN mich, daß ich nicht mehr deutlich sehen konnte. Noch einmal gewann meine Liebe zum Leben, verbunden mit tödlichem Haß gegen diejenigen, die mich, wie ich meinte, geprügelt hatten, die Oberhand; ich biß in meine Hand, ich schrie. —

Hernach aber wurde ich versöhnlicher, ich betete ein Unser Vater und legte mich nieder. Die blühenden weißen Stauden vor mir schwirrten von Käfern, die ganze Luft war mit Muskatellergeruch der Losas erfüllt. In der Ferne läutete eine Glocke das Ave Maria ein.

Mir war es, als sei es Leichengeläute, das orgelnd und seltsam herklang von dem großen Marmordom des Tomlis, einem Vorberg des Tödi. Ich sah durch die halbgeschlossenen Augen die Schneekuppel; kalt wehte es von dort her. Gewiß, — man bestattete mich bald unter den weißen Quadern der prachtvollen fühlen Kathedrale.

Was weiter folgte, war mir entgangen; ich sah nichts mehr und hörte nichts mehr. Doch das Leben nahm mich wieder zu sich. Als ich erwachte, wußte ich mich nicht mehr zurecht zu finden; alles war so verändert. Ich griff mit beiden Händen nach dem Gras der Wiesen; doch ich faßte eine rot gewesene, mottenfräßige Decke, ich wollte mich nach dem Brunnen schleppen, jedoch zwei alte Bündnerstühle mit geschnittenen Lehnen standen da unmittelbar vor mir und, als ich aufblickte und meiner Schwester Mengia rief, sah ich eine Frau mit gelbem, unten sehr breitem Hals; eine reinliche, doch alte Haube aus schwarzem Seidenband umrahmte das fast lobaune Antlitz, daß man nichts vom dünnen grauen Haar bemerkte.

„Es hat angeschlagen, er erwacht“, sagte die Stimme der Frau.

Nun bemerkte ich, daß sie in einer Hand Verbandzeug trug. Es roch nach Salbe und Arnikatinktur, und wirklich sah ich auf dem Tisch ein breitmündiges Glas mit den großen dunkelgelben Strahlblumen der Pflanze. Sie waren nach der einfachen Methode der Bergbewohner in Schnaps gelegt.

Auf das Wort der Pflegenden lief ein altes Mütterchen mit wunderschönem, schneeweisem Haar und schwarzen Augenbrauen über den lebhaften Augen herbei.

Beide Frauen besahen mich, und als ich forschte, wer die Frau in der Haube sei, bekam ich den barschen Bescheid: „Es ist Mutter Cabrin, die Hebamme.“ Meine bleichen Wangen wurden fischrot, doch ich verstand. In Ermangelung einer harmherzigen Schwester hatte man die weise Frau geholt. Ich verfiel bald wieder in traumhaften Schlaf. Gewiß, die Frau mit der Strahlenhaube hatte bei mir über Nacht gewacht, ich sah ihre Bänder durch das Glimmlicht eines Oldägels und einer Cazzola flattern.

Einmal hatte ich eine männliche, sanftere Stimme vernommen und eine derbe, weiße Hand gefühlt, das mußte der Arzt sein.

Eine andere Stimme war furchtbar laut, doch bieder und herzlich; sie gehörte gewiß dem Hausvater an.

So mußten Tage vergangen sein, da wurde mein Kopf wieder freier. Ich wußte nun wenigstens wieder, daß ich auf der Landsgemeinde gewesen war und welcher Mistral den Wahlsieg erfochten hatte. Es mußte Sonntag sein. Das schneehaarige Mütterchen saß mir gerade gegenüber, hatte eine große Bibel vor sich liegen und las noch ohne Brille laut vor sich hin: Segner e miu pastur a mi ven a muncar nagutta (der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.)

Als die Alte sah, daß ich wach geworden war, langte sie einen Topf vom Gesünse, er enthielt Milch und Ei. Hernach schnitt sie aus erdschwarzem Bauernbrod so feine dünne Scheiben, als bereitete sie ein Mahl für ihre Hühnchen vor. So freute sie sich, daß ich etwas aß und auch ferner anbeißen wollte.

Als sie auf einige Zeit hinaus gegangen war, um mit jemandem zu plaudern, blickte ich nach dem gegenüberliegenden Fenster. Da lag die weite Wiese mit ihren tausend nickenden kleinen Goldblumen. In der Mitte war das Gras durch einen Fußweg geteilt und gegen oben war der Feldrand durch eine Hecke blühender Gesträuche gesperrt. Ich sah durch die weißgrauen Zweige der Mehlbeerstauden und die Rosagebüschel etwas Buntes schimmern.

Es bewegte sich, und mitten im wehenden Blütenchnee erschien ein Mädchenkopf, als gehörten die Hagblumen oben zu seinem Stirnpuß. „La spusa“ stammelte ich, „la spusa“, als die Alte schon wieder ihren Platz eingenommen hatte und mir die Aussicht verdeckte.

„Was murmelt Ihr da, Matt“, sagte sie barsch, „schwätz keinen Unsinn und legt Euch nieder!“

Ich aber blickte wie durch ihren Körper, mit den warmen Strahlen der Liebe. Ich hatte die Gestalt draußen wieder erkannt und fühlte wie instinkтив, daß jemand, der mich liebte, nach dem Fenster des Hauses hinsah. „Wenn sie nur keinen Schatz hat“, sagte ich halblaut, und da wurde die Großmutter mit den schneeweissen Haaren noch barscher.

„Es ist zum Verrißt werden“, sagte sie, „wie man mit den Heißspornen Mühe hat. Solches Volk muß gehütet werden wie die Kälber beim ersten Weidgang. Ich will's der Margrita aber sagen, daß sie ihm nicht schon jetzt den Kopf verdreht. Solange er den Verband am Kopf hat, verdient sie einen um den Mund.“

Von der Zeit an bemerkte ich nichts mehr, doch einmal hörte ich die etwas mollige Altstimme des Mädchens draußen und ich fühlte, wie das Kindchen neues Blut, das ich wieder bekommen hatte, nach meinem Herzen strömte; ich glaubte sogar zu bemerken, daß meine Lippen röter wurden.

„Darf man?“ fragte draußen jemand, „ich will ihn besuchen!“
Er ist noch zu schwach, erwiderte Margrita.

Ein stattlicher alter Mann machte sich oft im Zimmer zu schaffen, zumal da nun Regenwetter eintrat. Er flickte an einem Eimer Reifen, er machte seiner Art einen neuen Stiel und anderes mehr, oder er dockerte an seinen Füßen herum. Selten jedoch hörte man ihn ein Wort reden. Obgleich nicht mehr geheizt wurde, war doch der große gemauerte Ofen mit dem hölzernen Gitterwerk fast sein ausschließlicher Aufenthaltsort.

Als er nun einen Brief schrieb, sah er mich von Zeit zu Zeit an, was mich veranlaßte mit ihm zu sprechen. Er gab aber auf meine Fragen keine Antwort. Ich rief noch lauter und er antwortete noch nicht. Auch eine dritte Anfrage blieb unbeantwortet. Da wurde es mir fast unheimlich in der großen, leeren Stube, in welcher nichts Bewegliches zu finden war als der tickende Uhrenpendel; der alte Klas war taub wie ein Torpfosten.

Der Gedanke an meine Eltern und Geschwister gewann mit der fortschreitenden Gesundheit in meiner Seele wieder an Macht, obgleich ich, solange das Mädchen in der Nähe war, hier zu bleiben wünschte.

Als ich eines Morgens erwachte, sah ich einen schwarzen Tonkrug mit einem riesigen Maiglöckchenstrauß vor mir stehen. Ich fühlte, daß er von meiner Lieben war, und mein Herz jubelte auf.

Endlich wurde mir meine Angebetete vorgeführt. Großmutter hatte an diesen Morgen einen bessern Stuhl hervorgesucht, dessen geschnitzte Lehne in der Mitte ein herzförmiges Loch trug. Sie stellte den Stuhl neben mein Lager, und das Mädchen erschien im Rahmen der Türe im bunten Sonntagsstich und die Haube auf dem dunklen Haar. Alsobald stellte sie mir die Alte als ihre Enkelin vor.

Margrita benahm sich einfach und natürlich; doch es entzückte mich, als ihre Hand warm wurde, als sie die meinige ergriff und ein ganz feines wundersames Rot bergfrisch durch das Braun ihrer Wangen schimmerte.

Ich hatte ihr allerlei sagen wollen; doch als ich's in meiner Glücksstimmung aus den Winkeln meiner Seele hervorzusuchen mich bestrebte, wußte ich nicht, in welche Schubfächer ich all die schönen Worte gelegt hatte, und sie blieben ungefunden.

Das Mädchen berichtete mir, wie sie bei einem Besuch bei den Großeltern durch den Busch gegangen sei. Da habe sie zwischen den weißen Stauden einen jungen Mann blutend und bewußtlos liegen sehen. Sofort habe sie mit dem Nani aus einer alten Stalltür eine Bahre gemacht und ihre eigene Wolldecke darauf gebreitet.

Bald hernach habe man dem Bewußtlosen auch Salzwasser eingegeben, worauf die Blutung plötzlich aufhörte. Der Doktor von der Gemeinde wurde geholt, weil die Großmutter arm sei.

Margrita hatte sofort in mir den Besucher der Landsgemeinde erkannt und mich tief bedauert.

„Wie konntet Ihr aber mich, den fremden Burschen bewundern, wenn Ihr schon einen Schatz habt“, fragte ich schlau wie ein Richter im Kreuzverhör, um die Wahrheit herauszubekommen.

Da sprang Margrita von ihrem Stuhl auf und blickte mich aus ihren schwarzen Augen mit einem Gemisch von Leidenschaft und Bedauern an. „Ja, ich habe einen Schatz gehabt, und da im besten Fach meines Geldbeutels ist das Ringlein, das er mir gab. Gion hat er geheißen wie Ihr, aber beim Holzfällen hat ihm eine Tanne beide Beine zerschmettert. In die ist nachher der Brand gekommen, —

„Ah so ist's, wenn ich einen Liebsten habe, passiert ihm ein böser Unfall!“ fügte sie bei.

Ich war wesentlich beruhigt, daß in Margrita's, der lieben Erinnerung geweihtes Herz ein durch Unfall ähnlicher neu eingezogen war. „Er hat mich früher einmal auf die Landsgemeinde mitgenommen; da wurde es so mein Vergnügen, und der Gottesacker, wo mein Gion liegt, ist ja in der Nähe des Städtchens“, sagte sie noch ergänzend.

So weit war nun die Sache gut.

Wie naive Landkinder es tun, beäugelte sie mich von allen Seiten. „Ich habe die Hirnschale eingeschlagen, sie haben mir Prügel gegeben“, rief ich empört. „Euer Zustand soll gar nicht so gefährlich sein“, bemerkte sie alsdann, „eine Hauptader mag zwar verletzt gewesen sein, aber Euere Krankheit bestand hauptsächlich darin, daß Euch fast alles Blut ausgeronnen war. O was ist doch der Mensch für ein zerbrechliches Ding!“

Der Großvater hielt ein bißchen mit seiner Erzählung inne; da bemerkte er, daß zwei Ziegen in den Baumgarten eingedrungen waren. Flugs schickte er Andriu und Dumengio dorthin. „Ich erzähle später weiter“, sagte er.

Aber er fuhr doch fort: „Mein Mädchen kam also wieder, denn die Großmutter fühlte sich oft recht einsam, da der Nani so gar nichts mehr hörte und auch wenig sprach.“

Bei einem weiteren Besuch, setzte sich Margrita etwas näher zu mir und wir erzählten uns dies und das. Sie war mir schon Gefährtin geworden und wenn ich ihren Atemhauch fühlte, war es mir, als müßte ich sie mit beiden Armen fassen und an mich pressen. Ich küßte sie auf Stirn, Mund und Wangen, wie man in diesen Jahren eben liebt und küßt. Alles was draußen in der blumigen, frischen Alpflur lebte und grünte, war für mich in diesem Mädchen vereinigt.

Wir hatten freilich keine wehmütigen Gefühle, die wie Herbstblumen, die ihre Zeit vergessen, mitunter in frühlingsfrischen Menschenseelen emporprossen.

„Meine Eltern waren inzwischen benachrichtigt worden“, fuhr der Alte lauter fort und die Kinder nahmen ihre Plätze wieder ein. „Man suchte mich bei den beiden alten Leuten auf.“

Ein in dunkles Bündner Landtuch gekleidete Bauernfrau, ließ mich meine Mutter erkennen. Ihre braunen Haarsträhnen waren mit einzelnen Silberfäden weit stärker gemischt als vorher. Sie trug ein weißes Halstuch wie eine Trauernde. Auch mein Vater ging mehr vornübergebeugt als zuvor.

Beide trugen Bündel mit Naturalsachen, wie Butter, Käse, Zieger, Speck. Selbstverständlich wurde sofort nach mir gefragt, doch zog sich Margrita schüchtern zurück.

Und ich trat hervor noch mit verbundenem Kopfe, aber schon muntern, festen Schrittes. Meine Mutter blickte mich an, als ob sie mich zum ersten Male sehe. Anfangs wandte sie den beiden alten Leuten den Rücken zu, um ihre Gemütsbewegung zu verbergen, hernach ließ ihr beredter Mund einen wahren Strom von romanischen Dankesworten sprudeln, die ihrer Lebhaftigkeit entsprachen.

Auch mein Vater besah mich, klopfte mir mit dem gelben, gebogenen Stecken bieder auf die Schulter und sagte: „Nun haben wir dich wieder, mein lieber Gion, nun lassen wir dich aber lange nicht mehr von Hause fort.“

„Und auf die Landsgemeinde?“, fragte ich.

„Du hast nun deine erste Weihe als Staatsmann“, fuhr er fort, „aber eigentlich sollte es nicht so sein, das fühle ich recht wohl. So können wir dir eben nicht wehren hinzugehen, wo das Landeswohl beraten wird; aber glücklicherweise geht's erst in zwei Jahren wieder los. Dann aber sei tapfer!“

„Der hat schon wieder Geschmack an der politischen Balgerei; mein Gott, der Mensch ist doch unverbesserlich“, meinte die Großmutter. Dabei band sie ein grobleinenes Säckchen mit den großen braunen Bohnen auf, die sie so gerne in der Suppe aß. Der taube Nani wandte mit seinen knolligen Fingern ein Stück Speckseite um und schmunzelte schlau, als wollte er sagen: „Es ist doch schön, daß das Gute nicht erst im Himmel belohnt wird, denn der Speck hatte ihm von jeher geschmeckt.“

Meine Eltern übernachteten in der Besuchsstube, zwischen riesigen Bildern, Bergkristallstücken und altwäterischen Möbeln.

Oben an der Wand hing ein von Frauenhand in alter Bündnerstickerei ausgeführter Spruch unter Glasrahmen. Er hieß: A il Sprit, a la spusa gin: Vegne! (Und der Geist und die Braut sprechen: Komm!)

Die Eltern wußten freilich noch nicht, wie sehr dieses Bibelwort auf das Herz ihres Sohnes gestimmt war.

Der Arzt im nahen Städtchen hatte vom Heimfahren abgeraten, weil es meinen Kopf zu sehr erschüttere, und so sollte ich erst später nach Hause reisen, d. h. wenn ich vollständig und gut wieder auf den Beinen war. Der Rat war

mir sehr angenehm, denn nun konnte ich noch nicht durch Feldarbeit gebunden, meiner Liebe nachhängen.

Nachdem der Vorgang auf der Landsgemeinde noch in aller Breite und von allen Gesichtspunkten aus besprochen worden war, reisten die Eltern ab. Die beiden Alten mußten mit Hilfe eines Knechtes tüchtig an die Arbeit, auch Margrita half ihnen. Es war niemand auffällig gewesen, daß ich noch immer behauptete, ich müsse geprügelt worden sein und daß mein Gedächtnis über die Vorgänge am Fluß nur undeutliche Bilder wiedergab.

Eines Abends saßen ich und mein Mädelchen vor einer großen Kufe mit Kartoffeln, die wir zusammen zum Stecken zerschnitten. Da löste sie sachte den Verband ab und hielt mir einen kleinen Spiegel vors Antlitz. Ich blickte hinein und sah, wie entstellt ich war.

Meine Blicke wanderten einige Male von dem Glas zu Margrita hinüber und der letzte mußte ein fast ängstlicher gewesen sein.

Da nahm sie plötzlich meinen Kopf zwischen ihre Hände und sagte fast barsch:

„Nun ja, wenn ich dich nicht nehme, so bekomme ich vielleicht einen ohne Beine, denn einen Verunglückten muß ich haben.“

„Warum?“ fragte ich.

„Weil ich unter dem Stier geboren bin, einem bösen Sternbild“, warf sie ein. Hernach machte sie allerlei Künste mit meinen Haaren, um sie über die Narbe zu legen.

„Es steht dir auch so“, meinte sie, denn aus dem Ihr war nun ein Du geworden. Da erschien die Großmutter und legte mir den Verband ärgerlich wieder vor die Stirne.

„Jetzt fängt die Narretei wieder an“, bemerkte sie fast grob, „eben darum wollte ich die Liebelei anfangs nicht haben, weil es ungeschickte barmherzige Schwestern aus Verliebten gibt.“

Man liest zwar in jedem Sonntagsblättchen, wie ein Mädchen den Liebsten pflegte, aber das ist Phantasie; denn verliebte Leute haben den Kopf so wenig beisammen, wie einer, der einen Rausch hat. Geht mir doch!“

Endlich mußte ich Abschied nehmen. Das war an einem grauen Nebeltag. Die Blockställe und Scheunen sahen wie Schatten aus der trüben Dunstmasse hervor, hier und da streckte eine schwarze Linde ihre Äste über einen Wiesenbügel und winkte nach Menschenart, bis der Wanderer den Baum erkannte. Über die hohen rotweißen Dolden der Wiese kroch es wie Rauch hin. Ich war darüber erstaunt, an den Bäumen schon junge Früchte zu finden und das Gras so sehr gewachsen zu sehen, daß es mir zum Mähen nur so Lust machte.

Margrita trat mit mir aus dem Haus; sie wollte zu ihren Eltern in das stromabwärts gelegene Dorf gehen; ich mußte zum Städtchen zurück wan-

dern, wenn ich auf die andere Seite des Flusses gelangen wollte, denn seine grauen schaumspitzen Wellen gingen furchtbar hoch.

Vor einer Uferstanne traten wir in das hohe Gras und küßten uns zum Abschied. Die Großmutter sah uns nach, ohne sich zu erstaunen und, wie es oft der Fall war, zu schelten. Die kleinen goldfarbigen Gräblumen nickten und die alte Frau schien gleichmütig zu denken: Das tat ich, das tat meine Tochter und das tat Margrita und siehe! wie konservativ ist die Liebe!

Zu Hause war ich hochwillkommen, meine Eltern verwöhnten mich so, und als ich den besten Stein bei ihnen im Brett hatte, rückte ich mit meiner Liebe heraus. Sie machten zuerst ein etwas langes Gesicht, doch nun, da die Alten mich so recht gepflegt hatten, durften sie nichts dagegen haben, daß Margrita die meine wurde.

In dieser Sache bewies ich mich wieder als „Staatsmann“, der Titel war mir nämlich geblieben.

Noch wurde ich auf zwei Jahre im Militärdienst zurückgestellt, weil ich noch mitunter an Schwindelanfällen litt. Nach und nach kehrte mein Gedächtnis zurück, so daß mir alle Vorgänge der blutigen Landsgemeinde klar wurden und nun führte ich auch mein Mädchen heim.

Margrita ist deine Großmutter geworden, Andriu, und siehe, wie du ihr gleichst! Du hast von ihr die strahlenden, schwarzen Augen und den großen Wuchs, ja die Vorliebe für die Traubenkirschen geerbt!"

Andriu stand auf und rief: „Ich will tapfer sein; auch wenn es Prügel gäbe, ginge ich an die Landsgemeinde. Eben will ich mir noch einen Knüppel schneiden; die Jahreszahl soll vorn darauf gebrannt werden!“

„Das brauchst du nicht zu tun“, sagte der Großvater.

„Staatsmann will ich aber werden“, weinte der Kleine, „warum gibt es nun keine Prügel mehr?“

„Weil die Menschen gesitteter geworden sind“, bemerkte mein Vater, „siehst du, das ist der Fortschritt, der an einer einzelner „Cumin“ trotz günstiger Mistralwahl kaum bemerkbar war.“

„Und die Politik, ist sie immer noch so schlecht, denkt man immer noch an den eigenen Curtin oder an ein fremdes Zugroß“, zirpte der Kleine.

Der Großvater nickte leise und sagte: „Man denkt noch oft an sich, wenn es auch vorwärts geht, noch ist Staub genug auf dem Kampfplatz!“

Er hielt inne und stopfte seine Meeschaumpfeife. Sein braunes faltiges Antlitz lächelte in der ganzen Breite, als schien die Sonne über eine vielbeackerte Scholle; dachte er wohl an die Torheit der Menschen, die selbst Freiheit und Fortschritt begleitet. Das hatte ihn belehrt, doch nicht irre gemacht. Der Kleine stieß einen hellen Tuschzer aus, dann prahlte er: „Ich gehe aber ohne Stecken hin!“

Das konnte er um so eher tun, als er wußte, daß keine Gefahr mehr vorhanden war. Er pfiff eine Mistralia.

Als er dann wie ein Zicklein hin und her gesprungen war und sein kleines Herz klopste wie ein Hammer, hing er sich dem Großvater wieder an den Hals und rief: „Ich darf, doch, ich darf doch wirklich hingehen, weißt, es ist meine erste Landsgemeinde! Es ist mein erster Dienst fürs Vaterland!“

Die kleine Dumengia beschloß, ihm zu folgen, sie betrachtete aber ihren Strohhut, von dem die rosenroten Bachschlüsselblumen welf herabgefallen waren, wie der Idealglanz von der ersten Landsgemeinde ihres Großvaters.

Ende.

Der Kakao.

Von Franz Otto Koch.

Ebenso wie der Kaffee hatten der Kakao und das Nebenprodukt Schokolade im Anfang ihrer Entdeckung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; aber schließlich ist es beiden Produkten doch gelungen, sich zu Volksnahrungsmitteln emporzuschwingen.

Die eigentliche Heimat des Kakao ist Mexiko. Die Spanier waren es, die dieses Produkt zuerst in ihrem Lande einführten, um schon bald darauf einen regen Exporthandel damit zu betreiben. In Amerika war das unter dem Namen „Schokolatl“ aus den Kakaoobohnen gewonnene Getränk bereits im 16. Jahrhundert bekannt. Als Ferdinand Cortez im Jahre 1516 nach Mexiko vordrang, fand er schon eine ausgedehnte Kakao-Kultur vor und schrieb an Karl V. über Kakaoobohnen nach Hause: „Diese Körner sind im Lande so geschätzt, daß man sie als Münze gebraucht und auf dem Markt und allerorten seine Einkäufe damit bezahlt.“ Hieraus geht hervor, daß der Kakao damals nur gut gestellten Leuten zugänglich war. Die Bereitungswweise vollzog sich in höchst einfacher Weise. Man röstete den Kakao und zerrieb ihn zwischen Steinen zu Pulver. Um ihn besser konservieren zu können, preßte man die so gewonnenen Massen in Tafeln und Blöcke. Der Kakao wurde damals nur mit Wasser zubereitet, bisweilen setzte man ihm auch etwas Honig zu, Zucker kannte man ja noch nicht; indessen gab man dem bitterlichen Geschmack des Kakao den Vorzug. Das geringere Volk mischte den Kakao mit Reis und Pfeffer.

Besonders die Kreolinnen gaben sich mit Leidenschaft diesem Genuss hin. Sogar in der Kirche ließen sie sich von ihren Dienern oder Dienerinnen Kakao servieren, um sich an dem köstlichen Getränk zu lecken. Als ein Bischof energisch gegen diese Unsitte einschritt, besuchten sie seine Kirche nicht wieder und setzten ihren „Kakaoatlach“ in der Kirche eines weniger strengen Herrn fort.

Die Spanier exportierten um 1520 zunächst fertige Kakaoobohnen; sie bewahrten die Zubereitung lange als Geheimnis. Die Fabrikation wurde zuerst durch den Italiener Carletti im Jahre 1606 bekannt, der während seines Aufenthalts auf den westindischen Inseln die Herstellung und den Gebrauch des Kakao und der Schokolade kennengelernt hatte. Trotz vieler Anfechtungen erfreute sich dieses Genussmittel aber bereits damals begeisterter Verehrer, die den Kakao wegen seines hohen Nährwertes in überschwänglicher Weise als Ambrosia und Nektar priesen. Das hinderte aber wiederum andere nicht, den Kakao mit dem schönen Namen „Schweinefutter“ zu belegen,